

Ariel Kaplan

**WER KAPIERT
SCHON, WAS
LIEBE IST**



cbt

Ariel Kaplan

**WER KAPIERT
SCHON, WAS
LIEBE IST**

Aus dem Amerikanischen
von Mareike Weber



Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Erstmals als cbt Taschenbuch Juni 2022
© 2019 Ariel Kaplan
Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel »We are the Perfect Girl«
bei Alfred A. Knopf, einem Imprint der
Verlagsgruppe Penguin Random House LLC, New York
© 2022 für die deutschsprachige Ausgabe
cbj Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Übersetzung: Mareike Weber
Motto zitiert nach: Edmond Rostand »Cyrano von Bergerac«
in der Übersetzung von Ludwig Fulda
Umschlaggestaltung: Kathrin Schüler, Berlin
unter Verwendung eines Fotos von © Shutterstock (pio3)
MP • Herstellung: AJ
Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss
ISBN 978-3-641-24998-4
V002

www.cbj-verlag.de

*Für Paul
und die 25 Jahre.
Falls es ein griechisches Wort dafür gibt,
kenne ich es nicht.
Zum Glück gibt es Emojis.*



*DEM HERZEN BIND ICH AUS SCHAM DEN GEIST ALS MASKE VOR
UND MUSS MICH, WENN ICH STERNE MÖCHTE PFLÜCKEN,
AUS ANGST VOR SPOTT NACH REDEBLÜMCHEN BÜCKEN.*

Cyrano von Bergerac

Kapitel 1

Manchmal, wenn ich abends im Bett liege und an die dunkle Zimmerdecke starre, denke ich, das größte Problem in unserem Sprachraum ist, dass wir nicht kapieren, was Liebe ist.

Es ist eine Sache des unzureichenden Wortschatzes, so sehe ich das. Wir kennen nur ein Wort dafür: *Liebe*. Und das soll dann *alles* bedeuten, dabei ist es hölzern und ungenau und führt zu Missverständnissen, Wut und Frust und Tränen.

Die alten Griechen hatten ein besseres System: mehrere Wörter für Liebe, ein Liebeswort für jede erdenkliche Situation. Liebst du einen Freund, empfindest du *Philia*. Liebst du deine Mom, ist es *Storge*. Liebst du den supersexy Typen, der dir in Biologie gegenüber sitzt, ist es *Eros*. Und wenn du so etwas wie eine große kosmische, bedingungslose Liebe für Gott oder das Universum oder deine Mitmenschen fühlst, ist es *Agape*.

Es gibt sogar noch weitere Begriffe, aber das sind die wichtigsten. So vertreten wir heute zwar erfreulicherweise Anschauungen wie »Liebe ist Liebe«, aber natürlich ist *Eros* etwas anderes als *Storge*, es sei denn, du heißt Ödipus und dann hast du ohnehin ein Problem. Jedenfalls, die Genauigkeit des griechischen Systems hat mir schon immer gefallen.

Ich schätze, *Philia* ist wahrscheinlich mein Lieblingsbegriff. *Agape* verstehe ich nicht so wirklich und *Eros* ist etwas, womit ich wohl nie persönlich Erfahrung machen werde. Aber *Philia*, das ist Liebe für die Massen. Einen Freund hat *jeder*. Das hoffe ich zumindest.

Meine Hauptquelle für *Philia* ist Bethany Newman, die meine beste

Freundin ist, seit wir acht waren. Ich habe auch noch andere Freunde, klar, aber Bethany ist etwas Besonderes, weil sie mich anguckt und mich genau so sieht, wie ich bin. Dafür *philia* ich sie echt.

Heute Morgen jedoch empfand ich nicht allzu viel *Philia* für sie, als ich aufwachte und sie auf meinen Knien hocken sah. Sie schaute mich mit einem breiten Lächeln an – *vieeel* zu breit, um es gleich nach dem Aufwachen zu verkraften. Es war mehr so ein Nachmittagslächeln. Ein »Ich hab schon zwei Tassen Kaffee gehabt«-Lächeln.

»Aua«, sagte ich.

»Das Freibad macht heute auf«, antwortete sie und machte einen kleinen Hüpfen. »Hast du das vergessen?«

In gewissem Sinne wohl schon, schließlich hatte ich eben noch geschlafen. Unsere Stadt hatte mit Steuergeldern gepasst und in einem unserer Freibäder ein Heizungssystem installiert, weshalb es schon am ersten Mai öffnete statt am Memorial-Day-Wochenende wie die restlichen Freibäder in der Gegend. Jetzt erinnerte ich mich daran, dass wir am Abend beschlossen hatten hinzugehen, aber ich erinnerte mich nicht daran, zugestimmt zu haben, dafür im Morgengrauen aufzustehen.

»So biegsam sind meine Knie nicht«, sagte ich und schob Bethany zur Seite. »Warum weckst du mich auf, um mir vom Freibad zu erzählen?«

»Wir wollten doch vorher noch shoppen gehen!«, rief sie. »Vor einer halben Stunde! Es ist halb zwölf.«

»Ist es nicht«, sagte ich, aber es sah tatsächlich ziemlich hell aus draußen. Ich hatte doch meinen Wecker auf zehn gestellt. Oder etwa nicht? Ich war mir ziemlich sicher, dass ich das getan hatte. Ich tastete auf meinem Nachttisch nach meiner Brille und dann nach meinem Handy.

»Wo ist mein Handy?«

»Keine Ahnung. Komm schon, Aphra, steh auf.«

Ich setzte mich langsam auf. Es war kein normaler Shopping-Trip, den Bethany im Sinn hatte; es war *Badeanzug*-Shopping und das ist die

furchtbarste Art von allen. Grelles Licht. Spandex. Diese Hygienefolie, die mir auch kein besseres Gefühl gibt, einen Badeanzug anzuprobieren, den schon fünfzig andere Leute anprobiert haben, selbst mit Unterwäsche.

Trotzdem hatte ich mich bereit erklärt mitzugehen, denn Bethany war letzte Woche mit einem Plan zu mir gekommen, und das ist so eine Seltenheit, dass ich das Gefühl hatte, mitmachen zu müssen.

Der Plan war am Abend des Schulballs beschlossen worden. Bethany und ich waren mit einem Haufen anderer Mädchen zum Ball gegangen und hatten dort Greg D'Agostino mit seinen Kumpels aus dem Schwimmteam gesehen. Er trug einen Smoking und sah wahrscheinlich sogar noch sexyer aus als sonst.

Bethany wollte unbedingt mit ihm tanzen und brauchte fast den ganzen Abend dafür, den Mut zu sammeln, um ihn zu fragen. Gegen 22:30 Uhr beschloss sie, während eines langsamen Songs an ihm vorbeizugehen – in der Hoffnung, dass er den Wink verstehen würde.

Nur dass er zu diesem Zeitpunkt schon gegangen war.

Also hatten wir jetzt einen Plan, Bethanys Bikini-bekleideten Körper in Greg D'Agostinos Blickfeld zu schubsen, bis er sie auf magische Weise bemerkt, sich in sie verliebt (eigentlich müsste man von *Eros* sprechen, aber Bethany würdigt die griechische Sprache nicht so wie ich) und dann ... ich bin nicht sicher, was danach passiert. Ich nehme an, vielleicht wird er sie zu einem Date einladen? Und dann werden sie zusammen ausgehen. Und vielleicht wird Bethany dann, wenn es gut läuft, auch in der Lage sein, mehr als vier Worte mit ihm zu wechseln.

Dass ich da noch so meine Zweifel hatte, sagte ich Bethany nicht, denn ich bin sicher, das weiß sie schon.

Ich quälte mich aus dem Bett, pflöpte mir meine Kontaktlinsen in die Augen – ich schwöre, es hat nichts mit Eitelkeit zu tun; Brillen nerven mich einfach –, zog mir etwas an und machte mich auf die Suche nach meinem Smartphone. Es befand sich in den Händen meines kleinen Bruders Kit, der

damit *Minecraft* spielte. Unser Kater Walnut hatte sich auf seinem Schoß zusammengerollt, während Kit ihn als flauschigen Lapdesk benutzte.

»Warum nimmst du das Handy?«, fragte ich und deutete auf unseren Laptop, den er auf dem Couchtisch stehen gelassen hatte.

»Ich hab mein Zeitlimit überschritten«, antwortete Kit, ohne aufzublicken.

Unsere Eltern haben den Familiencomputer so eingestellt, dass er Kit nach einer Stunde rausschmeißt, damit sein kleines Hirn nicht ganz verkümmert.

»Dann mach halt was anderes«, sagte ich. »Wie kommst du überhaupt an mein Handy?«

»Es lag neben deinem Bett.«

»Du kannst es doch nicht einfach klauen, während ich schlafe!«

»Du brauchtest es doch gerade nicht.«

»Hat mein Wecker nicht geklingelt?«

»Oh.« Er sah auf. »Ich wusste nicht, was das war. Ich hab es ausgeschaltet.« Er beendete sein Spiel und gab mir mit zerknirschtem Blick das Handy zurück, denn er weiß, dass Bethany und ich in der Rudermannschaft sind und am Samstagmorgen meistens eine Regatta haben. »Sorry. Kommt ihr jetzt zu spät zu eurem Bootsrennen?«

»Ich bin nicht böse«, sagte ich und tätschelte seinen Kopf. Kit ist erst neun und ich finde, er hat die weichsten Haare der Welt, wie der Flaum eines Entenkükens. Irgendwann wird er wahrscheinlich nicht mehr wollen, dass ich ihm den Kopf tätschele, also koste ich das jetzt voll aus, denn ich bin geradezu süchtig danach. Außerdem ist er der einzige von meinen Geschwistern, mit dem ich noch rede, und ich bin nicht bereit, mir das wegen eines geklauten Handys kaputtmachen zu lassen. »Heute war gar keine Regatta«, sagte ich. »Wo sind Mom und Dad?«

»Dad ist beim Einkaufen. Mom schläft noch.«

Meine Eltern sind beide Professoren an der George-Mason-Universität:

Mom unterrichtet Englisch, Dad unterrichtet mittelalterliche Geschichte und Mom hat freitags eine Abendklasse und schläft deshalb am Samstagmorgen gerne aus. Diesmal aber war es ziemlich spät, selbst für ihre Verhältnisse.

»Du solltest sie aufwecken«, sagte ich. »Ich gehe jetzt mit Bethany los.«

»Kann ich mitkommen?«

»Du würdest dich tierisch langweilen«, sagte ich. »Wir gehen einkaufen.«

»Süßigkeiten?«, fragte er erwartungsvoll.

»Ja, warum nicht Süßigkeiten?«, fragte ich Bethany. »Das würde bestimmt mehr Spaß machen.«

»Nix mit Süßigkeiten«, sagte Bethany. »Badeklamotten.« Sie beugte sich hinunter und wir gaben meinem Bruder einen Kit-Kuss, das heißt, ich küsste eine Wange und Bethany die andere. Das haben wir schon gemacht, als er noch ein Baby war, und eines Tages wird er sich wahrscheinlich auch dagegen sträuben. »Aber nachher gehen wir ins Freibad, wenn du mitkommen willst.«

»Kann ich da auf deinem Handy weiterspielen?«

»Nein«, sagte ich. »Aber du kannst schwimmen.«

Er zog eine Grimasse.

»Ich kauf dir auch ein Toffee-Eis«, versprach ich.

Er verzog noch einmal das Gesicht.

»Ich lass dich auch noch die Hälfte von meinem Eis essen. *Cookie-Wich*«, bot ich ihm an.

»Wenn du mich das ganze essen lässt, verspreche ich, nie wieder dein Handy zu klauen.«

»Tut mir leid«, sagte ich. »Ich verhandle nicht mit Terroristen.«

»Du bist gemein.«

Ich strubbelte ihm noch einmal durch die Haare und sagte:
»Obergemein.«

Eine halbe Stunde später waren wir im Einkaufszentrum und hatten uns mit einem Haufen Badeklamotten in einer Umkleidekabine des *Wet Seal* häuslich eingerichtet.

Ich stand mit einem Arm voller Badeanzüge da, die Bethany aussortiert hatte, während sie sich in einen Einteiler mit so einem komischen Spinnennetz-Ausschnitt in der Mitte zwängte.

»Das gibt die unmöglichsten Bräunungsstreifen«, meinte ich.

Sie sah in den Spiegel. Also, Bethany hat wirklich einen durchtrainierten Bauch, aber dieses Teil sah selbst bei ihr nicht gut aus. »Das ist ja furchtbar«, schimpfte sie. »Wer hat sich denn das Design ausgedacht?«

»Das ist wohl das Modell zum Film *Schweinchen Wilbur und seine Freunde*«, sagte ich. »Nur, dass die Spinne Charlotte dann Bräunungsstreifen wie *Grandios!* oder *Glänzend!* hinterlassen müsste.«

»Oder *Was für ein Schwein!*«, sagte sie und wir prusteten beide los. Die Frau in der Umkleidekabine neben uns stieß ein mürrisches »*Grumpf!*« aus.

»*Pscht*«, sagte ich. »Beim Badeanzug-Shopping wird nicht gelacht. Das ist eine todernde Angelegenheit.«

»Todernd«, wiederholte Bethany mit gedämpfter Stimme.

»Das Schicksal der Welt steht auf dem Spiel«, sagte ich. »Ich meine, echt jetzt. Dieser Badeanzug könnte glatt jemanden umbringen.«

»Denjenigen, der ihn anhat, oder denjenigen, der ihn anguckt?«

»Beide wahrscheinlich«, sagte ich. Bethany war schon dabei, sich die Träger von den Schultern zu streifen, denn wir sind schon so lange befreundet, dass Sich-Genieren überhaupt kein Thema mehr ist zwischen uns. Ich reichte ihr das nächste Teil, einen blauen Bikini mit Hibiskusblüten darauf. Sie zog ihn an und drehte sich zum Spiegel um. »Der gefällt mir«, sagte sie. »Das Oberteil gibt echt gut Halt.« Sie wiegte sich versuchsweise hin und her und nichts fiel heraus.

»Sieht gut aus«, stimmte ich ihr zu.

»Hier, sie haben auch einen in Rot«, sagte Bethany und fischte mir einen

Bikini mit weißen Tupfen aus dem Haufen. »Den solltest du mal anprobieren. Siehst du, er ist sogar runtergesetzt.«

»Ach«, sagte ich. »Nee.«

»Du trägst doch immer Rot.«

Das stimmt allerdings ... ich kaufe jedes Mal einen roten *Badeanzug*. Einen roten einteiligen Badeanzug. Nach meiner Auffassung sollte Badekleidung zweckmäßig sein, und das bedeutet, sich nicht an Stellen eincremen zu müssen, die man in aller Öffentlichkeit lieber nicht berühren will.

Unglücklicherweise hatten sie an diesem Tag im *Wet Seal* keine roten Einteiler. Bethany hielt mir den Bikini unter die Nase. »Es ist deine Farbe«, sagte sie. »Und er kostet nur zwölf Dollar.«

»In Ordnung«, sagte ich. Ich zog den Bikini an und trat aus der Umkleidekabine, um in den dreiseitigen Spiegel zu sehen. Eine Verkäuferin war dabei, die anprobierten Badeanzüge auf Bügel zurückzuhängen; die mürrische Frau aus der anderen Kabine hatte anscheinend das Feld geräumt, um ein seriöseres Bademodengeschäft aufzusuchen. Ich stand vor dem Spiegel und streckte meine Arme zu beiden Seiten aus, um mich von Bethany inspizieren zu lassen.

»Oh«, sagte sie.

Die Beinausschnitte waren so eng und hoch geschnitten, dass ich aussah wie ein segmentiertes Insekt. »Sieht aus, als wär mir ein zweiter Hintern gewachsen«, meinte ich. »Das ist wohl kaum der richtige Look für mich.«

»Sie brauchen ein größeres Höschen«, sagte die Verkäuferin. »Aber das Top ist okay. Ich meine, diese Seite ist okay.« Sie zeigte auf meine linke Brust.

Ich sah an mir hinunter. *Tja*. Die Sache ist die: Eine meiner Brüste ist eine Körbchengröße größer als die andere. Ich habe mir sagen lassen – und das unzählige Male! –, dass so etwas häufig ist. *Sehr* häufig. Und es nervt. Ich habe festgestellt, wenn ich die Träger meines BHs auf der linken Seite ganz festziehe und Kleidung anhabe, fällt es meistens nicht auf. Aber mit Bikini?

Eine ausnehmend schöne Schiefelage. Meine linke Brust sah toll aus. Meine rechte sah ... irgendwie traurig aus.

»Ich kann Ihnen einen Cookie geben«, schlug die Verkäuferin vor.

»Ich liebe Kekse«, sagte ich. »Allerdings weiß ich nicht, wie das helfen sollte. Es sei denn, Sie können das ganze Fett aus dem Cookie dazu bringen, sich in meiner rechten Brust zu metabolisieren.«

Sie lachte. »Nein, ich rede von einer kleinen Einlage, die man in das Bikinioberteil legen kann, um Ihre kleinere Seite etwas größer zu machen. Es gleicht das Ganze einfach etwas aus.«

»Fällt das nicht auf?«

»Nee, die sind aus Silikon«, sagte sie. »Das sieht total natürlich aus.«

»Okay«, sagte ich. »Dann mal her mit der falschen Titte.«

»Das ist keine falsche Titte«, flüsterte Bethany, als die Verkäuferin in einem Hinterzimmer verschwand. »Es ist ein *Cookie*.«

»Wo ist da der Unterschied?«, fragte ich.

Die Verkäuferin tauchte mit einem kleinen mond-förmigen Teil aus bräunlichem Silikon wieder auf und wies mich an, es unten in das Bikinioberteil zu legen und dazu eine größere Hose anzuprobieren.

»Wow«, rief Bethany. »Was für ein Vorbau!«

Ich sah in den Spiegel. Mein Torso hatte noch nie so gut ausgesehen, das musste ich zugeben. Von meinem Hinterteil war allerdings immer noch viel zu viel zu sehen.

»Ich weiß nicht«, sagte ich.

»Nimm ihn«, drängelte Bethany. »Nimm ihn, nimm ihn. Dann können wir später ins Freibad gehen.«

Ich stupste den Silikon-Cookie durch das Bikini-Top an. »Und das verrutscht wirklich nicht?«, fragte ich. »Auch nicht beim Schwimmen und so?«

»Bestimmt nicht«, versicherte mir die Verkäuferin. »Versprochen.«

Arbeiten Sie auf Provision?, dachte ich. Aber ich sprach es nicht aus, weil

es mir irgendwie unhöflich vorkam und ich mir außerdem nicht vorstellen konnte, was für eine Provision sie für den Verkauf eines Zwölf-Dollar-Bikinis bekommen würde. Stattdessen starrte ich mich in dem dreiseitigen Spiegel an, drehte mich nach rechts und dann nach links und musterte vor allem meine Brust, die tatsächlich fantastisch aussah. Die anderen Teile von mir, die weniger gut aussahen, versuchte ich zu ignorieren. Davon gab es einige.

Ich habe mich selbst nie hingesezt und meine zahlreichen Unvollkommenheiten katalogisiert, aber wenn du ein weibliches Geschöpf bist und in dieser Welt lebst, fühlen sich die Leute ohnehin genötigt, dir diese Dinge mitzuteilen. Daher bin ich mir bewusst, dass ich nicht nur zwei ungleiche Brüste habe, sondern auch zu breite Schultern (was durch meine Mitgliedschaft im Ruderteam nicht gerade besser geworden ist) und zu kleine Augen. Ich habe ein kleines Kinn, praktisch keine Wangenknochen, kräftige Beine und, nicht zu vergessen, einen Höcker auf meinem Nasenrücken, der für sich genommen schon nicht gerade klein ist.

An den meisten Tagen kratzt mich das alles überhaupt nicht. Ich weiß, es ist eine radikale Haltung, ein schlichtes Mädchen zu sein, das nicht heimlich von einer Typveränderung träumt, aber ich tue das wirklich nicht. Was natürlich auch damit zusammenhängt, dass jede noch so extreme Typveränderung der Welt nichts fundamental daran ändern wird, wie ich aussehe. Ich sehe dann einfach aus wie ich, bloß mit mehr Make-up. Ich, bloß ein winziges bisschen dünner. Ich, bloß mit einer neuen Frisur.

Im Großen und Ganzen ist das nichts, was mir etwas ausmacht, denn diese Einsicht erlaubt mir, mich nicht ständig mit meinem Äußeren zu beschäftigen. Wenn es etwas ist, das ich nicht ändern kann, dann hat es auch keinen Zweck, sich deshalb verrückt zu machen. Es ist schließlich nicht so, dass mein Selbstwertgefühl davon abhängt, ob mich irgendwelche Typen abschleppen wollen oder nicht.

Im Grunde bin ich ein in sich ruhender, glücklicher Mensch. Das weiß

ich, weil ich das jeden Montag fünfzig Minuten lang meiner Therapeutin erzähle.

Ich strich mir die Haare hinter die Ohren und begutachtete mein Spiegelbild. Das schlichte Mädchen im roten Bikini, das war schon ein radikaler Akt.

»Nimm ihn«, flüsterte Bethany mir ins Ohr.

Also kaufte ich den Bikini. Und dann ging ich mit Bethany ins Freibad.

. . .

Die Einlage in der rechten Seite meines Bikini-Tops fühlte sich ziemlich eklig und verschwitzt an, aber sie ließ meine Brüste großartig aussehen, also versuchte ich, sie zu ignorieren. Wir reichten Shannon Garcia, die mit uns zur Schule geht, unsere Saisonkarten und gingen durch den Schließfachraum.

Dann traten wir auf das Holzdeck des Freibads. Kit, der durch die Männerumkleide gegangen war, rannte zu ein paar Schulfreunden, die am flachen Ende des Pools Fangen spielten. »Vergiss nicht mein Toffee-Eis!«, rief er.

»Renn nicht auf dem Deck!«, rief ich zurück, und wir sahen zu, wie er mit einem Bauchplatscher im Pool landete. Seine Freunde kreischten, als er sie mit dem kalten Wasser nass spritzte. Es hat irgendwie etwas Befreiendes, kleine Kinder im Freibad zu sehen: Sie sind einfach nur da, um Spaß zu haben, und das ist alles.

Bethany packte mich am Arm. »*Ohmeingott*«, sagte sie. »*Ohmeingott*.«

»Was?«

Sie deutete mit einer ruckartigen Kopfbewegung auf den Sitz des Rettungsschwimmers. Ich schirmte meine Augen ab und sah zu dem gebräunten Körper hinauf. Ich musste die Augen zusammenkneifen, um im grellen Sonnenlicht zu erkennen, wer es war – er trug eine Sonnenbrille und

sein Gesicht war nur im Profil zu sehen. Es war *Greg D'Agostino*, und er sah noch genauso blendend aus wie beim letzten Mal, als ich ihm begegnet war. Nämlich gestern. Ich weiß nicht, warum Bethany so tat, als wäre sein Anblick eine Überraschung, zumal das doch im Grunde der alleinige Zweck unseres Besuchs im Freibad war: Wir wollten Greg sehen oder, präziser ausgedrückt, *er sollte Bethany* sehen.

Wir waren nicht die einzigen, die Greg in seiner halb nackten Pracht bemerkt hatten. Auf der gegenüberliegenden Seite des Pools saß eine ganze Schar von Mädchen, mit bester Sicht auf den Rettungsschwimmerturm. Sie versuchten nicht einmal so zu tun, als würden sie nicht glotzen. Greg versuchte sein Bestes, so zu tun, als ob er es nicht bemerkte. Oder vielleicht behielt er auch einfach nur den Pool im Auge. Was ja wohl auch sein Job war.

Er sah auf, als wir hinübergingen und uns links von ihm einen Platz suchten. Sein Blick ruhte nicht eine Sekunde auf mir und meinem perfekten, symmetrischen Busen. Doch an Bethany in ihrem blauen Bikini blieb er hängen.

Das hatte ich erwartet. Ehrlich, Bethany ist unbestritten das hübscheste Mädchen, das ich je gesehen habe. Ich schätze, sie ist wahrscheinlich das hübscheste Mädchen, das die meisten Leute je gesehen haben. Doch ich schwöre bei Gott, ich bin nicht eifersüchtig. Ich hab gesehen, wie die Leute sie deshalb behandeln, und meiner Meinung nach ist es eigentlich besser, normal auszusehen.

Bethany merkte, dass er sie beobachtete, und stand gleich etwas aufrechter. Was nichts anderes bedeutete, als dass sie ihre Brust noch etwas weiter rausstreckte.

Ich verdrehte ein wenig die Augen. Gregs Augen konnte ich natürlich nicht sehen, wegen der Sonnenbrille, aber sein Gesicht war uns noch zugewandt. Ich hatte schon mein Handtuch auf einem der Liegestühle ausgebreitet und setzte mich, aber Bethany blieb noch stehen. Sie setzte

einen Fuß auf die Liege und begann, Sonnencreme auf ihr Bein zu sprühen.

Ich schnaubte, denn sie hatte sich schon eingecremt, bevor wir das Haus verlassen hatten. Ich sah zu, wie sie das Prozedere mit dem anderen Bein wiederholte.

»Er schaut immer noch her«, zischte sie mir zu. »Los, creme dich auch ein.«

»Er guckt doch nicht auf *meine* Beine«, sagte ich. Ich saß schon auf meinem äußerst exponierten Hinterteil und würde bestimmt nicht so schnell wieder aufstehen. Ich holte meine Lektüre für die Schule hervor, Dostojewskis *Verbrechen und Strafe*, und ließ das Buch auf meinen Stuhl fallen. Es war ein ganz schöner Schinken. *Plonk* machte es.

»Warum hast du das denn mitgebracht? Das ist doch keine Strandlektüre.«

»Wir sind nicht am Strand und ich muss bis nächste Woche einen Essay darüber schreiben.«

Bethany schob das Buch beiseite und zog ihre Bikiniträger ein Stück über die Schultern. »Mach mal meinen Rücken«, flüsterte sie. »Und pass auf, dass es gut aussieht.«

Diese ganze Sache war so ganz und gar nicht Bethany-haft.

»Sag mal, hattest du seit gestern eine Persönlichkeitstransplantation?«, fragte ich.

»*Pscht*. Er guckt immer noch rüber.«

»Vielleicht, weil du seit heute Morgen auf einmal total aufmerksamkeitsgeil bist.«

»*Schsch!*«

Aber ich hatte schon angefangen, ihren Rücken zu besprühen. »Das ist doch lächerlich«, sagte ich. »Du fällst gleich aus deinem Top.«

»Er hat aufgehört zu gucken«, sagte sie. »Kannst du nicht dafür sorgen, dass er wieder herschaut?«

»Oh, Bethany!«, rief ich und verteilte mit expressiven Gesten die

Sonnencreme. »Wie weich deine Haut ist!«

»Doch nicht so«, zischte sie. Ich warf einen Blick zu Greg, der sich gerade weggedreht hatte, um ein Lächeln hinter seiner Hand zu verbergen.

Ich hatte Greg D'Agostino zum Lächeln gebracht.

Ich zog Bethanys Träger hoch, warf noch einmal einen Blick zum flachen Ende des Pools, um mich zu vergewissern, dass Kit noch mit seinen Freunden spielte, und lehnte mich mit meinem Buch zurück. »Ich habe meine Pflicht getan«, sagte ich. »Jetzt lese ich.«

Bethany holte ein paar Mal tief Luft, als würde sie sich mental auf etwas vorbereiten, und dann sagte sie: »Lass uns zum Sprungturm gehen.«

Ich blinzelte sie ungläubig an und klappte mein Buch zu. Noch ein total untypischer Vorschlag aus ihrem Munde. »Was?«

»Komm schon«, sagte sie. »Es sieht doch albern aus, wenn ich alleine gehe.«

Albern wird es auf jeden Fall aussehen, wollte ich gerade sagen, aber sie schaute mich mit diesem flehenden Bethany-Blick an, der bei mir genauso gut wirkt wie bei allen anderen. Außerdem war es ziemlich heiß und ich fing schon an, Schweißabdrücke auf meinem Handtuch zu hinterlassen.

»Okay«, sagte ich. »Ich komm mit zum Sprungturm.«

Ich stellte mich hinter Bethany und ein paar anderen Mädchen an, die beim Absprung versuchten, mit Saltos und Schrauben Gregs Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Bethany machte einen eleganten Schwalbenschwung. Ich trat auf das Sprungbrett.

Gregs Augen waren noch immer auf Bethany gerichtet, als sie die Leiter hinaufkletterte und ihr glänzendes schwarzes Haar über die Schulter warf.

Da spürte ich etwas Seltsames.

Ich versuchte das Gefühl zu benennen. Es war definitiv nicht *Philia*. Ich war *eifersüchtig*. Ich bin nie eifersüchtig auf Bethany, aber in diesem Moment, als ich dort auf dem Sprungbrett stand, mit meinem perfekten Busen in meinem roten Zwölf-Dollar-Bikini, da wünschte ich mir aus

irgendeinem Grund, dass Greg *mich* ansehen würde, nur dieses eine Mal. Das war alles. Er sollte einfach nur registrieren, dass ich überhaupt da war, dass ich existierte und dass mein Busen echt gut aussah. Ich hüpfte ans Ende des Bretts. Ein großer Sprung am Ende, und ich katapultierte mich in die Luft, um die größte Arschbombe zu vollführen, die Greg den ganzen Sommer lang sehen würde.

Im letzten Augenblick hörte ich Bethany rufen: »Halt!« Ich verdrehte mich, um zu sehen, was los war, und landete schließlich flach auf dem Rücken.

Wodurch der Verschluss meines Tops aufsprang.

Etwas spät dämmerte es mir, dass dieser Bikini vielleicht nicht ohne Grund im Ausverkauf gewesen war.

Ich schaffte es, die Schnalle wieder zu schließen, bevor ich auftauchte, und ich hoffte, dass niemand etwas Wesentliches gesehen hatte. Es war ein riesiger Platscher gewesen – mein Rücken brannte immer noch davon –, und das war hoffentlich genug Ablenkung gewesen, um meine Nacktheit zu verbergen.

Bethany stand auf der letzten Sprosse der Leiter.

»Was stimmt denn nicht?«, fragte ich.

»Nichts«, sagte sie. »Äh, bist du in Ordnung?«

»Klar.« Ich paddelte wie ein Hund zu ihr hinüber und zog mich aus dem Wasser. »Warum hast so geschrien?«

»Es war nur, mir ist etwas eingefallen. Ein Grund, warum du vielleicht nicht vom Turm springen solltest.«

»Du warst doch diejenige, die mich dazu überredet hat!«

»Ja, weil ich vergessen hatte ...« Ich zog mich auf den Beckenrand und sie sagte: »Oh nein.«

»Was? Was?«

Sie starrte demonstrativ auf meine Brust. Ich sah an mir hinunter.

Ich hatte eine voll aussehende Brust und eine schlaffe, die aussah, als

hätte man die Luft aus ihr herausgelassen.

»Oh nein«, sagte ich. »Wo ist das Teil?«

Wir standen Seite an Seite und sahen hinunter ins Wasser. Inzwischen hatten sich ein paar jüngere Kinder angestellt und platschten nach mir ins Wasser.

»Ich sehe es nicht«, flüsterte Bethany. »Meinst du, Silikon schwimmt, oder geht es unter?«

»Weiß ich doch nicht!«

»Na ja, wenn es oben schwimmen würde, müssten wir es sehen, oder? Also muss es irgendwo unten liegen.« Sie stieß mich mit dem Ellenbogen an. »Los, hol es.«

»Was?«

Ich musste dem zehnjährigen Jungen Platz machen, der hinter mir die Leiter hochgeklettert kam. »Kann ich mal durch?«, fragte er.

»Sorry«, sagte ich.

»Jetzt tauch einfach und hol es zurück!«, wisperte Bethany.

»Ich hab keine Schwimmbrille! Mach du's.«

»Ich hab auch keine Schwimmbrille und es ist deine Tittle!«

»Es ist keine Tittle! Es ist ein *Cookie*! Und es war deine Idee! Hol du es!«

»Und was soll ich dann damit machen? Es wird ziemlich seltsam aussehen, wenn ich mit einer falschen Tittle« – sofort warf ich ihr einen giftigen Blick zu – »ich meine, einem *Cookie* in der Hand aus dem Pool klettere. Du tauchst jetzt, schnappst dir das Teil, steckst es wieder in dein Top und kommst raus.«

»Was denkst du denn, wie lange ich die Luft anhalten kann?«, entgegnete ich, aber dann wandte ich mich an einen der Jungen, die beim Sprungturm anstanden und fragte: »Kann ich mal deine Schwimmbrille ausleihen?«

»Au!«, rief da jemand anders in der Schlange vor mir. Als ich hochschaute, sah ich, dass ein anderer dieser kleinen Scheißer – Jungen! Ich

meine Jungen! – ihm meine künstliche Tittle ins Gesicht geworfen hatte.

»Was soll das denn?«, rief er, hob das Teil auf und warf es zurück.

»Au!«, rief der erste Junge. »Das hab ich im Pool gefunden! Es ist eine braune Qualle!«

»Die fickt aber gar nicht«, stellte ein anderer Junge fest.

»Du meinst *sticht!*!«

»Hab ich doch gesagt!«

Er warf die Silikon-Einlage weiter und sie traf den nächsten Jungen am Bauch. »Du *nervst*, Cooper!«, rief dieser und schleuderte das Wurfgeschoss zurück.

»Jetzt tu doch was«, flüsterte Bethany. »*Tu was, tu was, tu was.*«

»Jungs«, sagte ich mit meiner besten Babysitter-Stimme. »Gebt ihr mir mal bitte die ... ähm ... Qualle da?«

»Aber die haben wir gefunden!«

»Ich will nur kurz was nachgucken«, sagte ich.

»Du willst sie uns wegnehmen!«

»Ich will nur sehen, welche Marke das ist!« Ich versuchte, dem am nächsten stehenden Jungen seine Beute zu entreißen, aber jetzt machten sich die Jungs einen Spaß daraus und der erste warf die Silikon-Qualle über meinen Kopf einem anderen zu, woraufhin sie geradewegs auf Greg d'Agostinos Brust landete.

Und für einen langen, entsetzlichen Augenblick – dank der Konsistenz von nassem Silikon und meines unsagbaren Glücks – blieb sie dort kleben.

»*Oh Gott!*«, sagte ich.

»*Oh Gott!*«, sagte Bethany.

Die falsche Tittle fiel auf den Boden des Rettungsschwimmerturms. Greg hob sie mit Daumen und Zeigefinger auf und betrachtete sie.

Greg d'Agostino berührte meine Brust.

Es war längst nicht so angenehm, wie ich es erwartet hätte.

Ich versuchte, mich zu entscheiden, was schlimmer wäre: die Silikon-

Titte abzuholen oder wegzugehen und zu hoffen, dass er vielleicht denken würde, sie gehöre jemand anderem.

»Wir setzen uns einfach wieder hin«, raunte ich Bethany zu. »Und wir gehen langsam. Wir tun einfach so, als existiere das Ding nicht.«

»Okay«, sagte sie. »Ich gehe vor dir. Wir gehen ... und gehen ... hey, willst du eine *Dr Pepper*?«

»Nee. Jetzt nicht.«

»Klar, sorry.« Sie setzte sich auf ihre Liege und ich setzte mich neben sie. Greg d'Agostino nahm seine Trillerpfeife, piff zur Pause und kletterte von seinem Sitz hinunter.

Er schrie die Jungs an, die versuchten, meine Silikon-Brust zurückzubekommen. »Das ist unsere! Das ist unsere!«, riefen sie.

»Es ist *nicht* eure!«

»Doch! Doch!«

»Leute, wollt ihr eine Verwarnung? Es ist Pause. Setzt euch irgendwo hin.«

»Wir wollen die Qualle zurück!«

»Muss ich erst wieder deine Mom anrufen, Cooper?«

»*Blödmann!*«

»Ich hab gesagt, ihr sollt euch hinsetzen!«

Cooper streckte die Zunge heraus, aber Greg hatte ihm schon den Rücken zugewandt, weil er am Schwimmbeckenrand entlangging. In unsere Richtung.

»Dein Buch«, flüsterte Bethany. »Hol dein Buch raus.«

Ich schnappte mir *Verbrechen und Strafe* vom Fußende meiner Liege und schlug eine x-beliebige Seite auf. Als Greg näherkam, blätterte ich die Seite um und sagte lässig: »Ich *liebe* russische Romane, du nicht auch?«

»Amerikanische Romane sind so kurz«, stimmte Bethany nervös zu.

»Ich meine, was soll das? Da kann man ja gleich die Rückseite der Cornflakes-Packung lesen.«

»Genau.«

Inzwischen war Greg am Fuße meiner Liege zum Stehen gekommen. Ich schluckte.

»Hi«, sagte er.

»Oh«, sagte ich. »Hallo. Wir diskutieren gerade über die Vorzüge der russischen Literatur. Irgendwelche Ideen? Ansichten?« Ich sah zu ihm auf. Er sah wirklich verdammt gut aus. Dunkles welliges Haar. Definierte Muskeln. Perfekte Zähne. »Erkenntnisse?«

Er warf einen Blick auf mein Buch und sagte: »Лично я думаю что работа Чехова немного более актуальна.«

Also ... *das* hatte ich nicht kommen sehen. Ich wechselte einen Blick mit Bethany, die auch nicht besser Russisch sprach als ich, und sie hob leicht die Augenbrauen.

Und dieser schöne russisch sprechende Junge mit dem nackten Oberkörper hatte noch immer meine Titte in der Hand. Ich war mir nicht sicher, ob das extrem lustig oder extrem traurig war, aber ich schätze, mein positives Gemüt bekam die Oberhand, denn ich fing an zu lachen. Ich hoffte, Greg würde nicht denken, dass ich über ihn lachte. Bethany warf mir einen entsetzten Blick zu.

Ich kenne nur einen einzigen russischen Satz. Als mein Vater vor ein paar Jahren auf eine Geschichtskonferenz in Sankt Petersburg wollte, überzeugte ich ihn davon, dass dieser Satz das Einzige war, was er wirklich aus seinem Sprachführer lernen musste. Also fragte ich, vielleicht in einem etwas anzüglichen Tonfall: »Скажите пожалуйста, где туалет?«

Greg lachte.

Er warf mir meine Silikon-Titte zu. Sie landete mit einem Platsch auf Seite 327. Ich starrte sie an. »Nettes Wurfgeschoss übrigens.« Er lächelte. Was für schöne Zähne.

Und dann ging er weiter.

»Was hast du zu ihm gesagt?«, wisperte Bethany. »Das klang heiß.«

Ich setzte meine Sonnenbrille auf und versuchte so cool auszusehen, wie es ein Mädchen mit schiefem Busen in einem Bikini vom Grabbeltisch vermag. »Ich hab ihn gefragt, wo die Toilette ist.«

Für einen Moment sah sie mich perplex an, dann lachte sie und ich auch. »Du hast Glück, dass ich so viel *Philia* für dich empfinde«, sagte ich.

»Ich *philia* dich auch«, sagte Bethany. Dann deutete sie auf den Cookie und fügte hinzu: »Was ist jetzt, tust du das Ding wieder rein, oder was?«

Ich nahm die Silikon-Einlage und ließ sie zwischen meinem Daumen und Zeigefinger baumeln, als wäre sie wirklich eine Qualle, die ich im Pool gefunden hatte. Das Teil war irgendwie glibberig und eklig. Ich sah hinunter auf meine Möpfe.

»Sorry, ihr beiden.« Dann rief ich: »Hey, Cooper!«, und als er aufsaß, klatschte ihm meine Titte auf die Nase. Er griff danach, jubelte und zog los, um mit seinen Freunden Fangen zu spielen.

Kapitel 2

Ich habe Bethany in der zweiten Klasse kennengelernt; sie war das schüchternste Kind in der Klasse und ich war das lauteste, also setzte Mrs White uns nebeneinander, in der Hoffnung, dass wir aufeinander abfärben würden.

Ich hatte damals keine richtigen Freunde. Die anderen Mädchen in unserer Klasse fanden mich nervig. Ich redete zu laut, ich erzählte zu viele Witze, ich war zu sarkastisch und das ging den zukünftigen Tugendwächterinnen Amerikas gegen den Strich.

Ich erinnere mich noch an den Tag, als Mrs White uns umsetzte. Ich hatte innerhalb der letzten Stunde dreimal Ärger bekommen, weil ich geredet hatte, ohne die Hand zu heben (sie nannte mich *Aphra Plappermaul*, weil ich einfach nicht den Mund halten konnte). Also setzte sie mich nach vorne neben das Mädchen, das die anderen Kinder *Brave Bethany* nannten, weil sie nie einen Ton von sich gab. »Vielleicht könnt ihr zwei ja zusammen einen goldenen Mittelweg finden«, hatte sie gesagt.

Ich hatte mich zu Bethany gebeugt und ihr zugeraunt: »Mrs White hat Filzeflecken auf dem Po. Weitersagen!«

Bethany hatte nicht geantwortet. Aber sie hatte gelächelt. Später erzählte sie mir, dass ich die einzige Mitschülerin gewesen war, die seit Wochen mit ihr gesprochen hatte.

Also saßen wir an dem Tag auch beim Mittagessen zusammen. Wir verstanden uns auf Anhieb: Ihr machte es nichts aus, wenn ich zu viel redete, und mir machte es nichts aus, wenn sie zu nervös war, um zu

antworten. Ich hatte beide Seiten eines Dialogs über *Mein kleines Pony* übernommen, bis sie ganz zum Schluss wisperte: »Ich bin ein *Fluttershy* und du bist ein *Rainbow Dash*.«

Das hatte mir gefallen, auch wenn ich in mir selbst immer eher einen *Twilight Sparkle* gesehen hatte. Also saßen wir auch am nächsten Tag zusammen und am nächsten. Meine Mom hat mal gesagt, ich müsse erst in meinen Charakter hineinwachsen, und damit hatte sie wohl recht. Niemand schätzt ein loses Mundwerk an einer Siebenjährigen, aber mit siebzehn ist es schon fast eine Art Vorzug. Doch Bethany mochte mich einfach, wie ich war, von Anfang an, weshalb mir wahrscheinlich meine vorlaute Art erhalten geblieben ist. Sie gab mir die Erlaubnis, ich selbst zu sein. Und da ich nie eifersüchtig war, weil sie so hübsch ist, oder mich davon abschrecken ließ, dass sie so schüchtern ist (die anderen Mädchen hielten sie für eingebildet, was einfach nur dumm war), hoffte ich, ihr das gleiche Gefühl zu vermitteln.

Als wir aus dem Freibad zurückkamen, sorgten wir dafür, dass Kit sich das Toffee-Eis vom Gesicht wischte, und legten uns alle drei aufs Sofa, um Zeichentrickfilme zu schauen. Wir hatten schon zwei Folgen von *Steven Universe* geguckt, als mein Handy mir mit einem *Ping!* mitteilte, dass jemand meine App verwendet hatte, die ich gerade für meinen Informatikkurs entwickelte.

Kit war eingeschlafen, und Bethany döste auch vor sich hin – ich nehme an, von Greg d’Agostino begafft zu werden, ist ganz schön anstrengend –, also befreite ich mich aus dem Beinsalat auf dem Sofa und ging in mein Zimmer, um meinen Laptop anzuschalten.

Der Kurs heißt *Grundlagen des App-Designs* und ich arbeite schon seit gut einem Monat an meinem Abschlussprojekt. In zwei Wochen muss ich es einreichen, es soll 35 Prozent meiner Note ausmachen – und es funktioniert einfach überhaupt nicht.

Der Ausgangspunkt meines Projektes war folgender: Letztes Jahr hatten ein paar Informatikstudenten ein Open-Source-Chatbot-Programm entwickelt und ihm ein Twitter-Konto gegeben. Das Programm nannte sich *Lola* und es sollte Sprache lernen, je mehr man mit ihm chattete. Es war ein ziemlich einfacher Algorithmus, und ich hatte die Idee, diesen Basiscode zu verwenden und ihn in eine App zu verwandeln. Eine Kummerkasten-App.

Im Wesentlichen soll die App die Zuschriften auf Schlagworte scannen und dann mit maßgeschneiderten Ratschlägen antworten. Wenn du ihr zum Beispiel eine Nachricht schreibst, in der die Wörter *Seitensprung* und *mein Freund* vorkommen, rät sie dir, dich von ihm zu trennen (was ja auch meistens die beste Lösung ist, egal wer da nun wen betrogen hat). Wenn du der App etwas mit dem Wort *Zensuren* erzählst, rät sie dir, mehr zu lernen. Der Trick ist, dass sie sich merken soll, was du geschrieben hast, damit sie dir eine Folgefrage stellen kann, wenn du dich das nächste Mal einloggst. Und mit der Zeit soll sie bestimmte Muster erkennen und Probleme voraussehen, die oft zusammengehören, wie mangelndes Selbstbewusstsein und Angststörungen. Es ist nicht so, dass die App einen echten Therapeuten ersetzt, aber ich weiß aus eigener Erfahrung, wie schwer es ist, im echten Leben so einen zu finden.

Mein Chatbot heißt *Deanna*, nach der Beraterin in *Raumschiff Enterprise*. Eigentlich sollte sie auch sprechen können, aber die Zeit war zu knapp und durch die Sprachverarbeitungssoftware hätte es zu lange gedauert, die App herunterzuladen, deshalb antwortet sie jetzt nur schriftlich. Wenn man die App runterlädt, sieht man ein Cartoonbild von Deanna Troi, in ihrer blauen Offiziersuniform, und dann erscheint in einer Sprechblase ihr Ratschlag.

In zwei Wochen soll ich eine Kopie der App abgeben und die ausgedruckte Korrespondenz von *Deanna* mit mindestens zehn Leuten. Die App ist anonym, schließlich würden die Leute nicht um Rat fragen, wenn sie die Person am anderen Ende kennen würden.

Letzten Freitag habe ich Flyer in der Schule verteilt, um auf das Programm aufmerksam zu machen.

Ich setzte mich an den Computer und rief *Deannas* Statistik auf.

Ich zuckte zusammen. Sechsvierzig Leute hatten die App heruntergeladen und fünf von ihnen hatten sie auch tatsächlich benutzt. Ich überprüfte die Logs, um zu sehen, ob *Deanna* schon etwas gelernt hatte.

Die erste Person hatte geschrieben: Ich hasse meine Mutter.

Deanna hatte zurückgeschrieben: Eltern-Kind-Beziehungen können sehr wichtig sein, insbesondere für Heranwachsende. Hast du versucht, deiner Mom deine Gefühle mitzuteilen?

So ein Quatsch. Sie ist ne totale Schlampe, die meinen Dad für ihren Fitnesstrainer verlassen hat.

Zum Beispiel, fuhr *Deanna* unbeirrt fort, könntest du sagen: »Ich habe im Moment mit schwierigen Gefühlen zu kämpfen. Hast du mal Zeit zu reden?«

Keine Antwort.

Die nächste Person hatte geschrieben: Du bist ne dumme dumme dumme dumme dumme dumme dumme dumme dumme dumme Nutte.

Deanna hatte geschrieben: Es gibt viele Arten von Intelligenz. Einstein hat einmal gesagt: »Wenn man einen Fisch nach seiner Fähigkeit beurteilt, auf einen Baum zu klettern, wird er sein ganzes Leben lang glauben, dass er dumm ist.«

Blöde Tusse, kam es zurück.

Ich hatte ein Problem. Und zwar nicht nur, weil die App-Nutzerin »eine« hätte schreiben sollen und nicht »ne«.

Die App – eine selbstlernende künstliche Intelligenz – ist so programmiert, dass sie dadurch dazulernt, mit Leuten zu chatten. Sie lernt, unterschiedliche Fragen bestimmten Antworten zuzuordnen. So merkt sie sich zum Beispiel mit der Zeit, dass *Hi*, *Hallo*, *Hola* und *Guten Tag* alles Grußformeln sind, und antwortet entsprechend. Im Prinzip soll sie die Absicht eines Users erkennen und dann eine passende Antwort finden.

Aber wenn ihre Nutzer ihr beibringen, dass *Du bist ne dumme dumme*

dumme dumme dumme dumme dumme dumme Nutte eine Grußformel ist ... dann ist das nicht gut. Ich hatte schon jedes vulgäre Schimpfwort, das mir eingefallen war, auf die schwarze Liste gesetzt, damit *Deanna* kein Schandmaul entwickelt, aber das Wort *dumm* konnte ich nicht streichen. Das war etwas, worüber *Deanna* vielleicht noch irgendwann würde reden müssen, falls jemand sich mal schlecht fühlte, wenn er oder sie eine Prüfung vermasselt hatte oder so. Ich notierte mir *Tusse*, *Nutte* und *Schlampe* für die schwarze Liste, denn diese Wörter würde *Deanna* zumindest nicht brauchen.

Die nächste Nachricht lautete: Ich glaub, ich hab Genitalherpes.

Deanna sagte: Eine Geschlechtskrankheit ist eine Übertragungskrankheit wie jede andere. Es ist allerdings wichtig, sich unverzüglich behandeln zu lassen und derzeitige und ehemalige Sexualpartner zu informieren. Und dann nannte sie die Telefonnummer der nächstgelegenen Infostelle für Familienplanung und Sexualhygiene.

Die Antwort war: Okay, danke.

Na ja, wenigstens einem hatte *Deanna* geholfen.

Ich hörte das *Ping!* einer neuen E-Mail und sah, dass sie von Delia war, meiner älteren Schwester. Sie studiert im ersten Semester an der Universität von Virginia. Der Betreff der Mail war Hi.

Das ist die Geschichte von Delia Brown, in der Kurzfassung: Meine Schwester ist knapp zwei Jahre älter als ich. Als Babys sahen wir uns so ähnlich, dass uns auf den Fotos von früher niemand unterscheiden kann. Und wir sahen uns auch noch bis zur Highschool ähnlich, selbst als Delia anfing, an ihren Augenbrauen herumzuzupfen, und sich alle drei Wochen die Haare glätten ließ. Aber im Grunde sah sie immer noch aus wie ich, nur mit übertrieben geschwungenen Augenbrauen und glänzenderen Haaren.

»Warum machst du das?«, hatte ich sie gefragt.

»Weil es mir besser gefällt«, hatte sie gesagt. »Du wirst das noch verstehen, wenn du älter bist.«

Und dann, im Sommer nach ihrem Highschool-Abschluss, teilte sie meinen Eltern mit, dass sie ihr gesamtes Geburtstags- und Babysitting- und Sommerjob-Geld der letzten vier Jahre gespart hatte und ihre Nase operieren lassen würde.

»Was?«, hatten sie gesagt.

»Was?«, hatte ich gesagt.

Aber sie war achtzehn, und es war ihr Geld, also spazierte meine Schwester an einem Dienstag im Juni in eine dieser ambulanten Schönheits-OP-Kliniken. Als sie hineinging, sah sie aus wie ich, und als sie ein paar Stunden später wieder herauskam, sah sie aus, als wären wir überhaupt nicht miteinander verwandt.

Seitdem habe ich nicht mehr mit ihr gesprochen.

Ich meine, es war ja auch nicht gerade schwierig, ihr aus dem Weg zu gehen. Drei Monate später zog sie von zu Hause aus und ins Studentenwohnheim ihrer Uni, mit drei Kisten Klamotten, einem neuen Laptop und einer Nase, die aussah wie eine alberne Skipiste.

Das Schlimmste ist, bevor das passiert ist, hab ich meine Nase nie wirklich gehasst. Sie hat einen Höcker auf dem Rücken und sie ist definitiv überdurchschnittlich groß, aber, na und? Es ist eine Nase. Ich benutze sie, um ein- und auszuatmen, und dafür taugt sie im Allgemeinen ganz gut, zumindest wenn ich nicht gerade eine Erkältung habe. Sie ist auch praktisch, wenn es darum geht, meine Sonnenbrille zu halten. Als ich klein war, hat mein Vater immer gesagt, sie sähe aristokratisch aus, und nach meiner kleinkindlichen Denkweise war das zweifellos die Wahrheit, denn Dad hätte mich in einer solchen Sache nie angelogen.

Ich meine, ich hielt sie nicht für perfekt oder so was. Aber auf der langen Liste meiner wenig attraktiven Körpermerkmale stach sie nicht als besonders furchtbar hervor.

Doch jetzt denke ich jedes Mal, wenn ich meine Nase im Spiegel angucke: *Delia findet dich so hässlich, dass sie irgend so einem Typen 4000*